

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Band: 24 (1953)

Artikel: Neue Anekdoten und Jugenderinnerungen aus der Blütezeit der Lenzburger Schnupftabak-Industrie [Fortsetzung]
Autor: Eich, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NEUE ANEKDOTEN UND JUGENDERINNE- RUNGEN AUS DER BLÜTEZEIT DER LENZBURGER SCHNUPFTABAK-INDUSTRIE¹

VON ERNST EICH

Hier sollte ich nun auch von „*Hegüech*“ und seinem Schnupfkauf erzählen; doch bei dem Sich-Erinnern an vergangene Zeiten schwirrt einem gar manches durch den Kopf. Ich glaube gut zu tun, hier einiges davon festzuhalten; damit es nicht, wie schon so viel anderes von Originellem, einfach spurlos vergessen werde. Es fällt mir dieses Nach-erinnern nicht so leicht; denn solch lokale Begebenheiten hätte mein Vater viel ursprünglicher schildern können. — Hat schon der Naturforscher seine Freude, wenn irgendwo unbeachtet und verlassen noch urchig Chrut und Uchrut blüht, um wieviel wertvoller ist nicht erst der Mensch mit seiner Sonderheit in Gestalt und Denkart und gar, wenn er sie im Leben bewahren konnte, gleich altem Gemäuer, von Moos und Geranien bewachsen!

Ich stelle mir vor, daß der zu unserer Jugendzeit nicht mehr gewesene „*Hegüech*“ in der Kammer eines alt-kurligen Gebäudes hauste; ähnlich wie das unlängst abgebrannte „Haus Schuster Mathys“ in der Aavorstadt es war; mit seiner drollig ausgebuchteten Fassade. Und in welchem die hygienische Bedürfnisklausur direkt und bequem mit dem Beaufsichtigen des Schmorbratens verbunden werden konnte, wie der dort temporär installiert gewesene

„*Glättiseli-Fritz*“ uns mützernd beschrieben hatte. Der Übername „*Glättiseli-Fritz*“ rührt von seinem deutschen Glätte-Eisen-Patent her, aus welcher Erfindung der Unterhalt bestritten wurde. Einst hatte dieser *Fritz Oswald* als Seidenfabrikant im Gebäude der nachmaligen Buchdruckerei Öchsli beim Lindenplatz in einer Periode der Hochkonjunktur bessere Zeiten erlebt und war kulturell ein hochstehender und angesehener Herr. Und mein Vater hielt ihm Treue in Freundschaft; selbst dann noch, als Fritz mit vielen andern schweizerischen Seidenfabrikanten als internationales Krisenopfer verarmt war, und es einsam wurde um ihn. —

¹ *Anmerkung der Redaktion:* Auf Wunsch der noch in Ammerswil lebenden Witwe des Zieglers Suter erklären wir gern, daß der Skizze im letzten Neujahrsblatt keine irgendwie verletzende Absicht zugrunde lag. Der wackere und allseits geschätzte Handwerker hätte sicher seine helle Freude, wenn er sehen könnte, daß jene Episode nicht vergessen wurde; denn Ziegler Suter hatte Sinn für Humor.

Als Schaf- und Hundeschärer gehörte „Hegüech“ beruflich zur Kategorie der Haarabschneider; war also eine Art Kollege des *Samuel Robr.* Dieser hinwiederum war der großväterliche Begründer einer im Kreis Lenzburg bestbekannten Coiffeurendynastie. Aber wer hätte damals geahnt, daß sich Rohrs Butike im Laufe von etwa siebenzig Jahren zum hochmodernen „Salon“ entwickeln könnte? Man denke an den schick gekleideten Gehilfen, der einem mit fremdsprachlichem Akzent devot entgegentritt mit der Frage: „Wünschen der Herr Rasieren?“ Man denke an all das Bequeme, das man in einem solchen Raume heute sieht und benützt: den fabelhaften Fauteuil, der einen sanft wie ein Flugzeug in die Höhe schraubt, indessen Kopf und Oberkörper und Beine nach Belieben des Operateurs hoch oder tief gelehnt und gedehnt werden. Man fühlt sich überaus wohl wie ein „Häsi“, das sich nach der „Mittagstränke“ mit allen Vieren ausgestreckt und in die Sonne gelegt hat. Alsdann wird einem ein feucht-warmes Tüchlein liebessam um Stirn und Wange gelegt, wobei selbst die sprödeste Haut fast wieder zu einer Art Rosaseide wird. Man genießt das kühlende Champonieren und kribbelnde Friktionieren, ähnlich wie mein Hund seinerzeit nie müde wurde, mit krummem Buckel hinzuhalten, wenn ich ihm im Seifenbad den Rücken rieb! Das Rasieren mit aromatisch- quellender Seifen-Crème wird einem am Halse zu streichelndem Vergnügen. Und vom drehbaren Ständer aus liest unterdessen das Auge den neuesten „Nebelspalter“, oder als Ersatz die nicht minder interessante „Lenzburger Zeitung“ — der strebsamen Buchdruckerei Christian Ebner; aber launisch, mit wohl stets absichtlich getypten ergötzlichen Fehlern. Dann schwebt im Dampf orientalischen Wohlgeruchs eine Fee herbei — wie aus Tausendundeiner Nacht — und läßt sich dauernd in Ergebenheit neben dem Stuhl der Wonne nieder: Ganz sachte wird einem während dem Verjüngen des Gesichtes die Hand weggezogen: an Finger und Nagel fühlt man Frottieren, Coupieren, Selektionieren, Polieren, Retouchieren, Lackieren, Pomadieren, als ob nachträglich wiederum das Maß für einen noch fehlenden kostbaren Ring zu ermitteln wäre! Mit einem Wort: man sitzt in einem Stuhl unberechenbarer Möglichkeiten. Und wer sich beim märchenhaften Dahinträumen seinen wachsamen Blick nicht zu bewahren vermag, dem werden beim Handumdrehen noch die spärlichen Stirnhaare onduliert und gekrüseln, nach Façon der karrieremachenwollenden Jungens, die selbst zur Sommerszeit mit Lederhandschuhen einherzugehen pflegen.

*

Diese phantastischen Annehmlichkeiten standen einem früher im noch engen Städtchen nicht in Aussicht, wenn es hieß: „Komm mit zum Schabi, die Haare sind etwas zu lang geworden!“ Da zeterte man schon

beim Hingehn, und man zog die einen führende Hand nach jeder entgegengesetzten Richtung, bis und solange dies tunlich war; denn Geschorenwerden mit all dem Drumherum war damals noch kein sonderlich Vergnügen!

Am Eingang der Hauptgasse vom Kronenplatz her, im Erdgeschoß zwischen dem Löwen und dem Haus des Schusters Gräub, da hatte *Rohr* ein schmales, dunkles Budeli von muffig-schnupfigem Geruch. Hier funkelte nun die große Schere; sie blinkte und klinkte, rupfte und stufte so ganz nach Belieben, wie ihr grad zumute war: denn die Hand eines Kürzers der Haare brauchte ja nicht so akkurat zu sein, wie diejenige des Uhrmachers Karg; wohnhaft drüben-ännen!

Haarschur war eine simple Sache: Zur Zeit des Winters stülpte einem der Mann im weißen Gewand — einfach und praktisch — einen blechernen Teller über den struppig gewordenen Haarschopf: was darunter zu liegen kam, durfte weiterhin nachwärmen. Aber was sich nicht recht fügen wollte und zwängerisch unterm Tellerrand hervortrat, das zwackte die Schere unerbittlich ab, etwa wie im Kinderbuch „Der Strubelpeter“ dem Lutscher die Daumen abgezwickelt werden.

Ein Maler von Karikaturen hätte den so mit Teller und Schere hantierenden „Schabi“ gewiß auch als Sinnbild für die autoritären Lenker gewisser Staaten verwendet!

So sah man man dann aus —	nach der Schere Zwick —
Wie etwa der Zögling	von einem Konvikt!
Ohne Haare — rund	um Nacken und Ohr —
Im Sommer ging man	radikaler vor:
Wie Heugras, der Haarwald	dann wurde gefällt
— Die Tondeuse war ja	noch nicht erstellt —
Ganz frei erging sich	spielend die Hand,
Doch meist mit den Augen	fern-abgewandt
rupf — rupf —	zupf — zupf
zupf — zupf —	rupf — rupf.
So wurden Stufen,	klein und auch groß,
Gleich wie beim Aufgang	zu unserem Schloß.

Ihr „Metier“ ergänzend, wußten aber diese Haarschneider und Barbierer auch gut Bescheid im Gebiete der „*Niedereren Chirurgie*“, welche Kunst damals umfaßte: das Kürzen von hühnerischen Augen und Sporen an den Füßen; oder das Ansetzen von Blutsaugern an gsöchtigen Buckeln: im Moos und im fünften Weiher wurde seinerzeit diese heimtückische Art Schnecken mit Netzchen gejagt, gleich wie heutzutage im Frühling man die Maikäfer und Frösche fängt.

Das Beseitigen von Warzen und das Ziehen bössartiger Stockzähne besorgte Samuel Rohr selbstverständlich ebenso gut und gewissenhaft

wie ein gstudierter Arzt. Das Vorgehen entsprach freilich noch nicht ganz den heute geltenden hygienisch-humanitären Vorschriften: Desinfizieren, Anästhesieren, Massage-Vibrieren, Elektrisieren, Radium-Therapieren waren selbst in Kliniken nicht in täglichem Gebrauch. Und leicht kann man sich vorstellen, daß diese „alte gute Zeit“ auch nicht ganz frei war von Haarsträublichem. Man nahm es daher nicht zu schützig mit dem „zum-Zahnarzt-Gehen“, wenn man Weh hatte am Kinnbacken. Das Extrahieren wurde erst erwogen, nachdem man sich etwa während einer langen Woche Tag und Nacht herumgewälzt; wenn weder Fußbad noch heißer Flachsumschlag, wenn weder Eis-auflegen noch das Anstreichen von Nägeli-Öl etwas taugen wollte, welch letzteres Mittel die Fischfrau Deubelbeiß, hiehar der Aare, als unfehlbar zum Töten des Zahnervs zu empfehlen pflegte. — Es war begreiflich, daß man wirksame Heilmöglichkeit ausprobierte; denn wenn man schließlich mit Zahnweh doch zu Sämi Rohr ging, hatte man unfehlbar Gelegenheit, das „Füür im Elsaß“ vom Siebziger-Krieg zu sehen.

*

Nun habe ich noch lange nicht alles aufgezählt, was der vielseitig begabte Coiffeur Rohr noch konnte: er war ein eigentliches Faktotum. Auch war ich damals noch viel zu klein, um all dies zu übersehen: seine beste Nervenkraft dürfte das Bestattungswesen beansprucht haben, daran er in erster Linie mitzuwirken hatte, wie mir einst beim Frisieren einer seiner Herren Nachkommen es gestand. — So ist meine Erinnerung an Samuel Rohr mit einem besonderen Respekt verbunden. Doch bleiben wir noch beim Komischen aus jener Zeit: Hatte man Rife im Gesicht oder hinter den Ohren, so wurde geschröpft: die kleinen, heiß gemachten Glas-Häfelı waren viel niedlicher anzusehn als zu erproben. Wenn dies nichts half, so griff unsere gute Mutter zum „Schnepper“, der sonst wie eine geladene Pistole sorgsamst versorgt blieb. Die Mama des Kantonsschulprofessors Rey in Aarau, die in der Naturheilkunst besonders gut bewandert war, hat uns einst dieses Marterinstrument ins Haus gebracht. Es sah aus wie ein kleines Fernrohr; aber statt des Spiegels war darin eine bewegliche Bürste, die aus etwa fünfzig langen und spitzen Nadeln bestand. Ein deutscher Naturheilapostel soll diesen wundertätigen Apparat als „Lebenswecker“ erfunden haben. Und die allzeit hilfsbereite Frau Wadenpfehl, schweizerische Ehefrau eines von Draußen her hier ansässig gewordenen Wagners, hatte mit solchem Schnepper von Zeit zu Zeit das böse Blut auszutreiben, das ihr Mann — so wird erzählt — sich beim Brande der damals noch „Peterschen Mühle“ sich zugezogen, weil er das Feuer wohl hat ausbrechen sehen, aber aus mangelnder Sympathie für diese Nachbarschaft das Alarmmachen vergaß, ob dem immer größer werdenden Feuer.

Und so machten wir dann alljährlich zur süßen Zeit des üppigen „Most-Obs“ und der blauroten „Wätschgen“ mit den Nadeln des Schneppers Bekanntschaft, wenn sich unsere Haut im Gesicht oder anderswo verfärbte, und wir wegen Juckens der Eißeln am Tische nicht mehr stille sitzen wollten. Dann mußten wir es uns gefallen lassen, daß die Nadelbürste des „Lebensweckers“ uns die Haut am Buckel oder am Hintern siebartig perforierte und daß man nachher die so erzeugten Poren mit „Bienenpusteln-Fett“ einrieb. Dies wirkte, als ob einem ein glühender Stempel aufgedrückt würde; wie es heute noch geschieht droben in der Burghalde an den zur Nachzucht auserwählt wordenen Ochs.

*

Sicherlich beruhte der Erfolg solcher, wahrscheinlich traditionell aus dem dunklen Mittelalter übernommenen Prozeduren nicht lediglich auf uns jetzt spaßhaft vorkommendem Glauben und Aberglauben. Der Volksinstinkt hatte auch zur Zeit Samuel Rohrs noch wenig Fiduz zur „Inneren Medizin“. Er mied tunlichst die „blutreinigenden“, oft zum Erbrechen reizenden Apotheker-Gütterli; weit lieber erduldet er — gleich der Katz und dem Hund — äußerliche Applikation von Heilmethoden; denn die mit überzeugender Reklame erreichten Wunder-taten des heutigen „Cibazol“, des „Penizillin“ — und wie und was noch die chemische Erfinderkunst in diesem Gebiete schon alles geschrieben und geschaffen hat und haben soll — lagen dannzumal schlummernd im noch sonstwie verheißungsvollen Reich der Sterne.

*

So war die Sach	mit Coiffeur Rohr.
Nun stelle man sich	Hegüech vor,
Und denke an die	Diskrepanz:
Dem Schär von Schaf- und	Hunde-Schwanz!

Was leicht dem Menschen	tut gefallen
Und Vorteil bietet	ihm vor allem,
Dem Tierchen ist's	nicht einerlei:
Es kneift — es winselt,	macht Geschrei,
Begreift nicht, zu	was denn Nutz,
Wenn Buckel kahl und	Schwänzchen kurz.

Und auch das Schaf,	das sonst so brav,
Ist nicht mehr gut	und will sich sträuben,
Wenn man ihm tut	die Wolle räuben.
Bald ist's gescheh'n,	bist bloß und mutz!
Das ist nicht zierlich,	auch nichts Guts!

Drum, wo der Hegüech	geht und wähet,
Und seine Mecker-	Stimme pläret,
Ist ein Gekläff	von nah und fern;
Denn alle Hönd	sehn ihn nicht gern.

Doch muß der Mensch	von etwas leben,
Nicht einmal Schnupf	konnt' Hegüech erben!
So kommt es, daß	der Tiere Not
Bedeutend kann	der andern Brot!

Doch, es ist noch mehr zu sagen vom *Hegüech*. Der eigentliche Geschlechts- und Taufname des sogenannten „Hegüech“ ist mir nicht überliefert worden. Er muß ein waldmenschartig aussehender Geselle gewesen sein, mit seiner heruntergezogenen „Schafnase“, die der Stimme einen hohlen Ton gab; er näselte nämlich wie das Schaf oder die Ente.

An einem schönen Frühlingsmorgen schlürfte Hegüech beim „Landgericht“ — dem jetzigen lokalhistorischen Museum — nach der Ecke gegen den Schulhausplatz zu, und schwenkte vor dem „Pilsnerstübli“ ein ins Herrschaftshaus der altbekannten Kolonialwaren-Importfirma *Gebrüder Zweifel*, um dort, wie gewohnt, ein Päckli Schnupftabak zu holen. Der weiße Spitzer am Fenster des Ladenraums hatte schon g'spektakelt, bevor er den Hegüech gesehen: denn am schlendrigen Gang erkannte man ihn von weitem. Und daß nun Hegüech gar in ihr Haus trat, wollte dem Spitzzi erst recht nicht gefallen; er kläffte wie toll, als ob man ihm jetzt schon die Flöh vom Fell schären täte. „Man hört ja sein eigen Wort nicht mehr!“ Damit packte der inzwischen herzugekommene Jüngere der Herren Zweifel den „Muggi“ am Kragen und bugsierte ihn in den Kellerhals. „Wegen Schären des Hundes ist es noch einen Monat zu früh“, bemerkte Herr Zweifel dem Hegüech, „denn seine Haare sind noch zu kurz für starke ‚Toope-Händsche‘, mit denen man im Winter geschützt die Reisetasche trägt.“ Hegüech erwiderte, daß er nicht auf Arbeit hin beeilt sei; denn eben habe er bei den Wedekinds auf dem Schloß während Wochen zu tun gehabt mit Schären der Schafherd und mit Waschen und Zurichten der Wollé. Das tue er lieber als auf dem Lande von einem Stall zum andern zu gehen, nur um den Kühen die Mistklauen zu stutzen. Der Schloßherr habe ihm auch schönen Lohn gegeben. Er hätte dies nicht erwartet; denn dessen Frau habe ihn zuerst weggeschickt — dies Weibsvolk sieht eben lieber vornehme Leut als nur Stallwanzen wie unsereins. Aber da sei der Gutsherr dazu gekommen und habe mit ihr aufgeehrt: Man könne nicht kutschieren, wenn das eine hüst sage und das andere hott! Übrigens sei es vielleicht gut, daß er, Hegüech, das „Hochdeutsch“ der beiden nur halb verstanden, als sie sich noch

weiter gegenseitig „angesungen“! Und ein Knecht sei dann noch herzugekommen, um zu fragen, ob er dem großen „Schwärzi-Birnbaum“ güllern dürfe? „Nein“, habe Wedekind barsch erklärt, „dieser Baum hat letztes Jahr nichts gegeben, also geb' ich ihm jetzt auch nichts; die Gülle ist für die Weinreben!“ Hegüech erzählte weiter, daß er in der Scheune des Schloßguts jeweils auf dem Heu geschlafen habe. Des Abends sei immer ein Bursch vom Städtchen her gekommen und habe vor dem Schlosse die Trompete geblasen. Es soll der Sohn des Dachdeckers Frühauf sein, der die Blonde der beiden Fräuleins so gerne sehe. Ihre Schwester, die Rundliche-Dunkle, habe ihm, Hegüech, oft „Znüni“ gebracht und ihm beim Schären der Schafe zugeschaut. Sie habe ihm sogar Schnupf verschafft, als sie von ihm vernommen, er hätte schon seit langem keinen mehr gehabt. Es sei übrigens ein donnerts Maitschi, diese Dunkle; denn sie habe immer gelacht, wenn sie ihn sah. Er wisse ja schon, daß er auch gar kein Schöner sei, und begreife, daß das Fräulein deswegen lachen mußte.

Einst sei er abends beim Schloß auf einen hohen Baum g'stägeret und über einen Ast hinweg zu einem Felsloch g'schloffe, um von dort aus einem Falkennest sich die Eier in die Tasche zu holen. Da kam eben der Trompeter mit der Blondin vom Schloßtor herangeträmpelt, und es hatten sich dann die beiden just unter seinem Baum auf eine Bank gesetzt. Das Fräulein habe dem Burschen eine Tüte voller Zuckertäfelchen g'spienzlet und g'chöschelet: „Du darfst davon haben, aber jedes Stück kostet einen Kuß!“ Der Trompeter habe hierauf viel mehr als ein Stück „gekauft“, und er, Hegüech, habe aus dem Versteck dem Chöschele und Chüderle gern zuegluegt und dabei mehrmals eine starke „Prise“ genommen. Aber dann habe er plötzlich laut pfnuhsen müssen, worauf das Fräulein erschreckt „Jesses-Maria“ rief, und hernach das Pärchen — wie vom Uhu vergälsterte Hühner — sich druus und davon machte. Ob dem Nachgaffen und Herumchräsmen am Baum seien ihm in der Tasche zwei Eier gesprungen und usglötterlet; was er erst beim Schlafengehen gewahrte.

Die beiden Schloßjunker, Donald und Frank, seien aber richtige Usöd; denn sie hätten ihm eistert die Schäre versteckt. Sie hätten sogar, während er Wolle wusch, die beiden Schafböck so g'schabet, daß am Kopfe nur eine Mähne und am Schwanz ein Haarbusch verblieb. Also hätten die Tiere eine Gattig g'macht wie zwei Leue. Hernach hätten die Junker die Schafe an ein Wägelchen gebunden, und die beiden Mädels hätten altertümlich verkleidet und bemalt sich dann hineingesetzt. Hernach seien sie hinab durchs Städtchen und hinaus zum Jugendfestplatz auf die Schützenmatte gefahren. Der eine der Junker sei mit Harnisch und Spieß auf dem Schloßesel vorangeritten, und der andere habe das Gespann, mit Schwert und Schild bewaffnet,

an der Hand geführt und dabei geknurrte und gebrüllt wie ein Leu; während Heiri Seiler, der städtische Ausrufer, in der Tracht eines Herolds vorausgehen mußte, um bimmelnd mit der Ausruferglocke die ihm nachfolgende „Ritter-Komödie“ zu verkünden. Erst am Abend seien die jungen Herren wieder ins Schloß zurückgekehrt, wobei sie das halbe Städtchen als johlende Nachläufer gewonnen hatten. Oben auf der Schanz sei dann unter den Linden noch viel Eigengewächs getrunken worden, und so habe die Wirtschaft des Schlosses zu guter Letzt noch ausnahmsweise schöne Einnahmen bekommen. Handörgel und Trompete hätten zum Tanz gespielt, zwischenhinein habe die Blonde gesungen wie ein Kanarienvögelchen, oder die Schwarze wie eine Spanierin einen Solotanz aufgeführt bei Klaviermusik der Frau Mama. Und dann habe alles geklatscht und um Wiederholen gerufen. Er, Hegüech, habe schließlich das Wägelchen mit den Schafböck wieder in die Scheune herunterholen und gleich noch den Ausrufer Heiri Seiler mit aufladen müssen. Denn diesem sei der Wein, den er abgekriegt, in Bein und Kopf gestiegen, also daß er sich wohl und wöhler fühlte. Und darob wurde auch seine Ausruferstimme laut und lauter, was dann begreiflicherweise der Gesellschaft mißfiel. Er, Hegüech, habe sich dabei gesagt, daß, wenn die Junker — die Uflöt — seine Schafzwicki nicht erwischt hätten, und so weiter, ihm dies Anrytis wohl nicht beschert worden wäre. Und so kam es, daß dann tags darauf vom guten Heiri Seiler ein Ausruferauftrag verkehrt gehandhabt wurde, nur weil er auf dem Bestellzettel die ihm niedergeschriebenen Worte noch tanzen sah, wie des Abends zuvor die Pärchen auf dem Schloßplatz. Zum Gaudium der Zuhörer habe Seiler nämlich ausgerufen (wie im „Bären“ nachträglich vernommen): „Frische Tafeläpfel sind zu haben direkt ab den Bäumen bei Friedrich Eich am Aabach, und zwar die „Süßen für Suure“ und die siebzig zu achtzig Rappen das Mäs (Maß)!“

Hegüech weiß dem ihm mit Wohlgefallen zuhörenden *Herrn Zweifel* noch mehr zu erzählen: Gestern habe er zwilchene Hosen kaufen können und neue Holzschuhe, und hier sei noch Geld für *zwanzig Rappen Schnupf*. Damit legte er ein blankes *Einfrankenstück* auf den Ladentisch vor Herrn Zweifel hin. (N. B. Ein Franken hatte damals weit mehr Wert als heute; denn ein Knecht mußte z. B. bei freier Station fast eine ganze Woche lang sich für einen Franken Lohn abmühen. Zweifel nahm stillschweigend das Stück Geld und ging ins hintere Büro — das Privé —, da er offenbar in der Kasse des Ladens kein Münz vorfand zum Zurückgeben des Überschusses; oder auch weil ihre doppelte Buchhaltung solch Hin und Her erforderte. Im Privé saß der ältere Bruder. Er war jedermann unter dem Zunamen „Chömi-Törgg“ bekannt, von wegen der roten Türkenkappe, die er

im Büro immer auf seiner Glatze trug und die zugleich als Reklamediente für die türkischen Spezereien, wie Kümmel, Muskatnuß und so weiter, die man auch handelte. Diesem Bruder wurde nun von dem Geschäftsbesuch des Hegüech erzählt; und sie lachten miteinander über die Episoden, welche der Schafschärer auf dem Schloß erlebt hatte. Mehr als einmal kredenzten sich die auch äußerlich der kultivierten „Lenzburger Aristokratie“ angehörenden und in reeller Geschäftsbedienung sich famos ergänzenden Brüder ihre abgeschliffenen silbernen Schnupfdosen zwecks besserer Reflexion, und um sich auch gegenseitig die Lachlust noch mehr zu stimulieren. Und während der Ältere die eisenbeschlagene schwere Kassenkiste öffnete und das Usegeld entthob, leitete der redselige Jüngere der Herren Gebrüder noch ein geschäftliches Zwiegespräch ein: „Wie gut, daß wir nun unsere Schnupf-Qualität Marke ‚Zweifel Null‘ in ‚Zweifel-Doppel-Null‘ verstärkt haben! Denn der Bleiche-Besitzer Miggi Hünenwadel hat sich gestern beim Fortgehn vom Frühschoppen beklagt, er werde den Stockschnupfen nicht mehr los, den er sich bei der Prozedur des Tücherbleichens zugezogen: es liege dies wohl am zu wenig wirksamen Schnupftabak. Und da habe ich ihm gleich die ab heute in Verkauf genommene Qualität ‚Doppel-Null‘ unter die Nase gehalten, bis daß er dann viermal hat niesen müssen und erklärte: ‚Das ist der wahre Jakob, der das Gehirn entlastet!‘ Du kannst dir denken, wie mich dieser erste Erfolg gefreut hat. Mich nimmt nur wunder, was unsere Konkurrenz, Abraham Bertschinger und Albert Rohr, hiezu sagen wird, die, unser altes Produkt nachahmend, ihr Präparat bis jetzt auch unter der Qualitätsmarke ‚Null‘ verkauften! Der Cigarren-Weber hat mir bei meinem Besuch in Menziken mit Handschlag versprochen, daß er den herausgefundenen Spezialextrakt aus Kentuckytabak nur uns allein geben werde, so wir entsprechend Umsatz erreichen. Paß auf, das wird lustig, wenn wir von nun an unser Tabakpulver mit dieser Essenz begießen und es die Konkurrenz als ‚Doppel-Null‘ in die Nase beißt! Aber Propaganda muß jetzt gemacht werden für großzügigen Vertrieb, denn dem Sommerhalder auf der Menziker-Burg ist nicht zu trauen. Grad gestern habe ich ihn oben am Ziegelrain getroffen, wie er mit Kupfer-Gödi Bume einen großen Brennhafen auf eine Karre lud, angeblich für Likör-Sud. Wenn ihm, wie dem Weber, dieser Tabak-Sirup gelänge, dann würde Abraham lachen und Albert Rohrs würden sich auch nicht mehr länger hinter den Ohren kratzen. Wir müssen jetzt darnach trachten, schon in jeder kleineren Ortschaft einen Kunden zu gewinnen für den Alleinvertrieb der Marke ‚Zweifel-Doppel-Null‘; damit solcher Depothalter sich veranlaßt fühlt, auch noch den Kandiszucker, den Röstkaffee, das Petrol, die Sultaninen und so fort, bei uns zu kaufen!“

Das Schnupfen im Wirtshaus. Und der ältere der Herren Zweifel — der „Türke“ — ging gut gelaunet hin und her und antwortete, seine Einfälle stets mit etwas Schnupf bekräftigend und unterbrechend:

Bravo, du lie-
Idee ist gut,
Doch auch in Lenz-
Man die Bekann-
Wenn sie im Pils-
Beim Schoppen, froh
Dann zeigst den Gä-
Dem Ringier, Osch-
Dem Müller, Arzt,
Dem Saxer, Lee-
Dem Neeser, Mey-
Dem Dürst, dem Wal-
Was Neues wir erfun-
Damit sich al-
Doch auch um Eins —
Beim Kaffejas-
Zeigst du den Schnupf
Den Eichs, Braun, Roths
Verlaß mich drauf,
Auch gibst dem Emil
Und wenn du ihn triffst,
Dem Oberst-Konsul
Und dann um Vier,
Im Leue sind
Stellst du den Schnupf
Damit sich schneu-
So dient der Schnupf
Und unser Pfar-
Und selbst der Amt-
Trägt stets den Schnupf
In der Tavern —
Da sitzen gern
Die ab und zu
Und dann daheim
Sich noch ergehn
Schnupf — das sagte
Ist immer gut,

ber Bruder mein;
so muß es sein!
burg soll indessen
ten nicht vergessen.
ner sind, am Morgen
und ohne Sorgen —
sten, in dem Lager,
wald und dem Saager,
und Doktor Bärtschi,
mann, Schöpf und Tiertschi,
er und dem Peter —
ti und dem Greter —
den haben,
le daran laben.
im Leist der Krone —
sen, ich betone,
dem Weiß und Schwarz,
und Eberhardts,
daß du ihn würkli
Hämmerli-Bürkli!
auf Roß, in Stiefel,
Alfred Zwyfel!
wenn alte Spießer
als Kanne-Gießer,
in das Geschwätze,
zend lös' die Hetze!
noch gutem Brauch;
rer glaubt das auch.
mann, Oberst Marte,
an Kleid und Barte.
sie ist nicht fern —
die jungen Sprossen;
die Nas' begossen;
in ihrer Kammer
in Katzenjammer.
schon der Vater —
auch für den Kater!

Es freut mich schon Bring' Gruß dem Abr'	das Kundenheer. ham „Bertschingeer“!
Und wenn dann, Du dies schön Und wanderst in Horner Mit Hausch, Heusler,	zu Beginn der Nacht, alles hast vollbracht, zur guten Speis Hämmerlin, Hechler, Briefer und Keller-Reis,
Und reichst den Schnupf So Hürbin, wie Füll' ich eine Trucke Für unsren hochlöß- Denn dort heißt „Kunst Heraus zu schnupfen	dem Gästekranz; dem Hoffmann Franz: mit Schnupf parat lichen Bundesrat. der Diplomaten“: „fette Braten“!
So dient der Schnupf Auch noch dem gu-	mit Herz und Hand ten Vaterland!
Auch soll ausrufen Daß morgen schon Denn das sagt klar Daß nur Groß-Umsatz Zu füllen Schrank	Heiri Seiler, der Schnupf werd' feiler; mir der Verstand: ist geboten, mit Gold und Noten.

Das Orchester der Schnupfer.

Doch, was ich bald Orchesterprob' Da ist der Schnupf So all die Bläser Den Streichern	noch hätt' vergessen: nachts Neun, mit Hessen! erst recht willkommen, mit den Trommen die fünf Sinn benommen:
Wenn die Bratsche Und die Geige Und die Flöte	für ein C — greift ein Cis; für ein D — find't ein Dis; trotz dem G — bläst ein Gis;
Wenn die Zeit Nicht mehr läßt Nimmt man gerne Vor der Hesse-	den großen Bassen die Sait' erfassen: eine Prise, schen Reprise!
Wenn die Geig' Und hernach Ton zu geben, Bis darauf Auch das Cello Und die Hölzer	anfänglich leis die Flöte weiß weich und zart, als Widerpart tritt dazwischen, sich drein mischen,

Wenn die Oboe
Treiben mit den
Kommt herzu
Horn und Pauke

Jetzt der Töne Brut,
Wird vom Bläser-Höck
Daß die Streicher
Raspen im Kol-

Dann glaubt man,
Aus dem Untergrund
Doch — Fanfaren
Setzen ein
Trennen Lärm
Dringen klar
Durch die dif-
Und das Blech,
Bringt die Hölzer

Bald nur noch
Ganz allein
Sinken jäh
Herzbewegend,

Dann, nach all
Und erhitzend
Kommt der Durst
Weil man fühlt

Ist das Bier
Hat der Durst
Wird ein Schnupf
Denn man ist

Schnupf bezwingt
Daher schnupfen
Es ehrt ihn stets
Selbst seine Do-

und das Fagott
Tönen Spott,
mit groß Gebrumm,
drohend drum!

gefesselt,
entkesselt:
ringsherum
legium.

es sei die Höll'
erstiegen!
wollen siegen:
in das Getümmel,
in Höll' und Himmel,
mit ihren Wellen
fizilen Stellen.
im Intervall,
bald zu Fall.

von den Erschallten
die Celli walten,
vom Dur ins Moll,
tränenvoll.

dem Dirigieren
Irritieren
nach Bier vom Faß,
die Stirne naß.

nicht zu bekommen,
nicht abgenommen,
erst recht geschätzt,
ganz abgehetzt.

die vielen Geister!
große Meister!
Fritz Hünerwadel —
se stammt vom Adel!

„Nun möcht' ich Heg- üech auch begrüßen:
Sein Geld gib her, mich beißt's zum Niesen!“
„Hätschu-u-u — —“, er bringt das Usegeld hervor —
„Hätschu-u-u — —“, und legt's vor Hegüech aufs Kontor.
Dem Hegüech kommt dies komisch vor.

Denn es brachte dieser andere Herr Zweifel, der „Chömi-Törgg“,
einen Saldo von ein Franken und achtzig Rappen zurück, statt nur

achtzig Rappen auf das von Hegüech gegebene Einfrankenstück.
Hegüech zählt nach und denkt sich dabei:

„Was ist denn dees? Ein Franken achtzig So für ein Stück Zum Kauf von Schnupf	Seh' ich wohl recht? ist nicht schlecht von hundert Rappen, für zwanzig Rappen!”
Verlegen zieht er Das große rote Und denkt, „Wo bleibt denn die Vernunft, die Gute?	aus der Hose Tuch der Nase ob schneuzendem Getute:
Misech, der Zwyzel Nun gut denn so, Nimmt Geld und Päckli Und tritt durch die Tritt in die Wirtschaft Erzählet dort die	will dich foppen; das zahlt ein Schoppen!” dann fürbaß krumme Gaß, von Beck Kähr, g'lung'ne Mär:
„Man bracht mir Geld, Doch ich versteh' Ich bin doch nur Sie sind ja g'schy-	wohl gar zu viel; davon nicht viel! der ‚Hegegich' — terer als ich!”
Und wem fällt Geld Wird gleich getuschelt, Was Hegüech b'richtet „Mir bracht' man Geld Doch ich versteh' Und schließlich, für Die Herr'n sind g'schy-	zum Fenster 'rein, leise, fein, hintendrein: vielleicht zu viel; davon nicht viel! wen schert' ich mich? terer als ich!”

EINE MÄCHTIGE SILBERWEIDE FIEL...

VON MATHIAS HEFTI-GYSI

Überall, wo es Nässe hat und feuchten Boden, stellt sich die Weide ein. Weiden sind die kennzeichnenden Begleiter von Bächen und Flüssen, oder sie stehen gelassen und verschwiegen am stillen Wasser, als ob sie um das Rätsel wüßten, das in der lautlosen, geheimnisdurchwobenen Tiefe von Teichen und Seen ruht. Halb sind sie der Göttin Flora tributär, halb neigen sie ins Reich der Wassernixen; aber es